

Blickt man noch einmal auf die Sammlung der Beiträge im Ganzen, so lässt sich sagen: Der Verf. hat in seinen Texten in eindrucksvoller Weise dargelegt, wie die von ihm in Erinnerung gerufenen Vertreter eines neuzeitlich bestimmten Denkens in Philosophie und christlicher Theologie ihre Einsichten entwickelt haben. Er zeichnet einerseits die Wege ihres Lebens und die geschichtlichen Kontexte ihres Wirkens nach und vollzieht andererseits ihre im Dialog mit der Moderne gewonnenen Auffassungen nach. Der Leser wird hier mit zahlreichen, bisweilen überraschenden, stets sehr gut vorgetragenen historischen und biographischen Informationen bereichert. Aufs Ganze gesehen wird man feststellen können, dass der Verf. zwar nicht die ganze neuere Theologiegeschichte zur Sprache bringt, wohl aber einen bedeutenden, nach wie vor das theologische Denken herausfordernden Strang. Was den neuzeitlichen liberalen Protestantismus ausmacht, kommt umfassend und oft in überraschender Weise zur Sprache.

Dass die theologischen Positionen der liberalen Theologen in dem Bereich, dem sie zuzuordnen sind: der protestantischen Kirche und ihrer Theologie, nicht nur auf Zustimmung stießen, wird hier und da angedeutet, im Ganzen aber eher wenig entfaltet. Stellungnahmen, die sich aus dem Bereich der katholischen Theologie auf die Denkwege der liberalen protestantischen Theologen bezogen, werden in diesem Buch gar nicht erwähnt. Gäbe es sie – welche Konturen würden sie aufweisen? Es würde sich wohl zeigen, dass auch sie bisweilen für die eine oder andere Auffassung der liberalen Theologen Verständnis aufbringen. Aber es würde doch gleichzeitig deutlich werden, dass sie in der Regel und nicht ohne starke Gründe dabei bleiben, ihre Aufgabe als Dienst in und an ihrer Kirche und unter dem Vorzeichen des alten Glaubensbekenntnisses, das ja nach wie vor im Gottesdienst gesprochen wird, zu begreifen. Dies impliziert gleichwohl in eigener Weise, dass auch sie einer redlichen Auseinandersetzung mit den Positionen der liberalen Theologie, wie sie im vorliegenden Buch vorgestellt werden, nicht aus dem Weg gehen sollten.

W. LÖSER SJ

4. Praktische und Spirituelle Theologie

NEUES VERTRAUEN IN STAAT, KIRCHE UND GESELLSCHAFT. Herausgegeben von *Burkhard Kämper* und *Klaus Pfeffer* (Essener Gespräche zum Thema Staat und Kirche; 50). Münster: Aschendorff 2017. X/164 S., ISBN 978-3-402-10568-9.

Die Bindung von Menschen an große Institutionen (wie Kirchen, Parteien oder Gewerkschaften) geht kontinuierlich zurück. Diesem Trend wollte das 50. „Essener Gespräch“ am 9. und 10. März 2015 entgegenwirken und den Blick nach vorn richten. Unter dem anspruchsvollen Thema „Neues Vertrauen in Staat, Kirche und Gesellschaft“ wurde aus unterschiedlichen Perspektiven der Frage nachgegangen, wie enttäushtes Vertrauen zurückgewonnen werden kann. In den Blick genommen wurden hierbei in den Vorträgen des ersten Tages durch Bundestagspräsident Norbert Lammert der Politikbereich, durch den Chefredakteur des ZDF, Peter Frey, der Journalismus und durch den ehemaligen Bundesverfassungsrichter Udo Di Fabio die Rechtsordnung des Staates. Der zweite Tag widmete sich dann dem Thema aus theologischer und soziologischer Sicht durch die Vorträge von Bischof Franz-Josef Overbeck, Landesbischof Jochen Cornelius-Bundschuh sowie Prof. Franz-Xaver Kaufmann. Ich möchte nun diese sechs (relativ knappen und für die „Essener Gespräche“ untypischen, weil wenig juristischen) Referate kurz skizzieren.

Norbert Lammert (Demokratie zwischen Versprechen, Vertrauen und Erwartung, 7–18) ging zunächst einmal der Frage nach, wie das Problem, das bei dem „Essener Gespräch“ behandelt wurde, überhaupt entstehen konnte. Früher war dies nämlich nicht so. In Gesellschaften, in denen noch ein beachtlicher Teil der täglichen Lebensverrichtungen auf der eigenen Leistung beruhten, von der Unterkunft über die Ernährung bis hin zum Schutz vor Witterungseinflüssen und anderen Lebensrisiken, reichte das Vertrauen in die eigene Fähigkeit, in die eigene Kompetenz aus, um zu überleben. Heute ist dies anders: Der Mensch muss sich weithin auf andere Menschen verlassen

und verlassen können. In der Politik (und darum geht es bei Lammert) muss sich der Bürger auf den Politiker verlassen, muss dem Politiker *vertrauen*. Wie geht der Politiker mit diesem Vertrauen um? Das ist die eigentliche Frage des Referates. Lammert gibt eine Antwort in den folgenden zehn Punkten. Die Punkte bleiben zwar etwas abstrakt, zeigen aber in etwa den Weg, der beschritten werden soll. 1. Der Politiker muss unterscheiden zwischen Systemen und Zuständen, zwischen Personen und Institutionen. Diese „Unterscheidung der Geister“ trägt zur Klärung des Problems bei. 2. Der Politiker muss Kritik ernst nehmen. Das ist übrigens nicht nur für politische Institutionen zutreffend, sondern für gesellschaftliche ganz genau so. 3. Der Politiker muss Ansprüche relativieren, weil wir längst in einer Gesellschaft leben, in der die Summe der Ansprüche ihre Realisierung schon aus logischen Gründen ausschließt – aus ökonomischen ohnehin. 4. Der in der Politik Tätige muss Zusammenhänge erläutern. Heute muss (viel mehr noch als früher) erläutert werden, warum diese und jene denkbare Entscheidung getroffen wird. 5. Wir müssen Kompromisse ermöglichen. Das ist ein ganz wesentlicher Bestandteil von Vertrauensbildung. 6. Der Politiker muss Vereinfachungen widersprechen, die es leider (unter den medialen Rahmenbedingungen unserer Gesellschaft) zunehmend gibt. 7. Der Politiker muss Demagogen widerstehen, die aus den Vereinfachungen ihre Geschäftsmodelle herleiten. 8. Der Politiker muss Entscheidungen begründen und sie nicht nur treffen. 9. Wir müssen das wachsende *Beteiligungsbedürfnis* berücksichtigen, das Menschen heute viel stärker haben als dies jemals zuvor in unserer Gesellschaft der Fall war. 10. Der Politiker muss die Autorität, welche die Repräsentanten staatlicher wie gesellschaftlicher Institutionen für die Wahrnehmung ihrer Ämter brauchen und verdienen, immer wieder neu erarbeiten. „Wer Autorität qua Amt beansprucht, hat keine“ (18). – Der Rez. hat das erste Referat ausführlicher dargestellt, weil es zunächst in die gesamte Materie einführen sollte. Die weiteren Beiträge können nun etwas kürzer behandelt werden.

Peter Frey (Der Beitrag der Medien zu einer Kultur des Vertrauens, 41–48) gibt uns einen Einblick in die Realität des Funk- und Fernsehwesens. Aus der Natur der Sache kann der Autor keine großen Linien ausziehen; vielmehr erläutert er Beispiele und regt zur Diskussion an. Das gilt übrigens auch für die anderen Vorträge und führt dazu, dass die Diskussionsbeiträge (19–38; 49–59; 69–78; 98–104; 120–122) diesmal zum Teil länger sind als die eigentlichen Vorträge. Ich möchte die Ausführungen des Autors in vier Punkten zusammenfassen: 1. Laut einer umfangreichen Untersuchung aus dem Jahr 2014 finden nur 37 % der Deutschen das Berufsbild des Journalisten noch vertrauenswürdig. Weniger Vertrauen erhalten nur Werbefachleute, Versicherungsvertreter und Politiker. Frey klagt: „Die Glaubwürdigkeit der Medien ist angekratzt. Und damit unser wichtigstes Gut. Wenn uns viele Zuschauer, Leser und Nutzer nicht mehr vertrauen, muss uns das Sorgen bereiten“ (43). 2. Die Medien sollen und müssen Kritik üben. Die Meinungsfreiheit ist eine Errungenschaft, die einen kritischen Geist bedingt. Journalisten müssen „Störenfriede“ sein. Das galt schon immer für die sog. klassischen Medien, es gilt aber auch für die heutigen, neuen sozialen Medien. 3. Geändert hat sich auch die Politikberichterstattung im Fernsehen und im Radio. Früher war diese Berichterstattung ein bisschen so wie Frontalunterricht in der Schule: Vorn steht der Lehrer bzw. Journalist und redet und die Schüler bzw. Zuschauer sollen brav zuhören. Aber so funktioniert weder die Schule noch das Fernsehen in einer Zeit, in der alle ständig und auf vielen „Kanälen“ und Wegen kommunizieren. 4. Frey fordert mehr Transparenz in den Medien. „Ein Mehr an Transparenz ist das beste Gegenmittel gegen Verschwörungstheorien, die jegliches Vertrauen untergraben“ (47).

Udo Di Fabio (Rechtsordnung und Vertrauen, 61–68) geht noch einmal auf Gedanken zurück, die Lammert schon expliziert hatte. „Wir alle profitieren davon, dass sich die moderne westliche Gesellschaft systematisch spezialisiert hat und sich verlassen kann auf das, was Experten und Institutionen leisten können“ (61). Diesen müssen wir vertrauen. Dabei spielt das Recht eine zentrale Rolle. Wir gehen alle davon aus, dass eine Rechtsordnung (so sehr man im Einzelfall über den Sinn eines Gesetzes streiten mag) insgesamt das Gemeinwohl und das individuelle Entfaltungsinteresse aller in Einklang bringt und notfalls jeden Bruch dieser Ordnung in die Schranken weist. Diese Erwartung wird deutlich, wenn man die religionsverfassungsrechtlichen

Grundlagen bedenkt. Das deutsche Staatskirchenrecht folgt dem Grundsatz der wohlwollenden Neutralität des Staates im Umgang mit Religionsgemeinschaften. Kommt das Staatskirchenrecht im Umgang mit dem Islam an eine Grenze? Trotz dieser Gefahr müssen wir unserer Rechtsordnung vertrauen, wissen aber freilich auch, dass das Recht überfordert werden kann und stets gefährdet ist. In Bezug auf den Islam ist deshalb das letzte Wort noch nicht gesprochen.

Franz-Josef Overbeck (Gottvertrauen statt Glaubwürdigkeitsverlust, 81–86) ist entschieden der Meinung, dass (enttäushtes) Vertrauen nicht einfach nur *zurückgewonnen* werden kann. „Ich bin mir gewiss, die Zukunft unserer Glaubenstradition lebt nicht aus ihrer Vergangenheit, sie hängt vielmehr davon ab, wie und ob wir gegenwärtig Plausibilität überhaupt erzeugen können“ (81). Der Autor versucht anhand von fünf Schlaglichtern (in einer recht dichten und komplizierten Sprache) seine These zu erläutern. 1. Die moderne (funktional differenzierte) Gesellschaft beruht ganz profan auf Glauben und gläubigem Vertrauen – und dies in einem viel umfangreicheren Maße, als es in ständisch strukturierten Zeiten der Fall war. 2. Kohärenz und Konsistenz des gesellschaftlichen Bildes, das wir als Kirche abgeben, ist das Kriterium für Glaubwürdigkeit und für sich darauf aufbauendes Vertrauen. Etwas banaler formuliert: Wer sich Vertrauen erwerben will, muss selbst vertrauenswürdig sein. 3. Dieses Vertrauen in ein System (hier: das Christentum) wird freilich „in Betrieb gehalten“ von potenziell fehlbaren Menschen aus Fleisch und Blut. Das muss zu Schwierigkeiten führen. 4. Um diese zu überwinden, wird der einzelne Mensch auf seine eigene Erfahrung „zurückgeworfen“. Overbeck zitiert hier die Auffassung Karl Rahners, der Fromme von morgen werde ein „Mystiker“ sein, einer, der etwas erfahren habe, oder es gäbe ihn nicht mehr. 5. „Das Werben um Vertrauen kann kein äußerlich bleibender, appellhafter Aufruf sein, sondern bedarf der inneren Überzeugung, um die wir bei jedem einzelnen immer neu ringen müssen und die uns immer auch versagt bleiben kann. Wir haben also auf der Suche nach neuem Vertrauen nicht die alte Bedeutung und Reputation zu behaupten, sondern vielmehr Demut vor der demokratischen Dimension des Glaubens zu zeigen, die uns herausfordert“ (86).

Jochen Cornelius-Bundschuh (Gedenken und Hören, Vertrauen und Bezeugen. Ökumenische Perspektiven zum Reformationsjubiläum, 89–97) entwickelt in acht Thesen seine Sicht von Vertrauen. Zunächst erscheinen diese Stichworte etwas arg plakativ und unverbunden. Nimmt man sie aber zusammen, so sind sie wie Steinchen, die ein Mosaik darstellen. Hier also die acht Mosaiksteinchen: 1. „Vertrauen wächst, wenn Menschen Begegnung als Bereicherung erleben“ (89). 2. „Vertrauen wächst, wenn Menschen selbstbewusst in Systemen Verantwortung übernehmen und erleben, dass sie sie mitgestalten“ (90). 3. „Vertrauen wächst, wenn wir als Konfessionen vertrauensvoll und verlässlich miteinander (und mit anderen Religionen) umgehen“ (90). 4. „Vertrauen wächst, wo Gott mitträgt und auf sich nimmt, was wir nicht zu tragen vermögen“ (92). 5. „Vertrauen wächst, wo wir regelmäßig und verlässlich gemeinsam innehalten“ (93). 6. „Vertrauen wächst, wo wir im Anderen die Schwester und den Bruder *Christi*, das Geschöpf Gottes entdecken“ (95). 7. „Vertrauen in Systeme wächst, wenn sie sich selbst einer ihnen vorausliegenden Wirklichkeit anvertrauen, wie wir sie als Kirche bezeugen“ (96). 8. „Vertrauen gründet in Gottes Zutrauen in uns; es wächst, wenn wir es in unserem Tun und Lassen unter uns Gestalt gewinnen lassen“ (97).

Franz-Xaver Kaufmann (Über die Schwierigkeit, in einer komplexen Welt zu vertrauen, 107–119) geht ganz entschieden davon aus – und widerspricht in diesem Punkt den anderen Referenten –, dass Vertrauen (in Staat und Kirche) nicht aus Schuld verloren gegangen sei, sondern aus einer „Systemveränderung“. Vertrauen ist verloren gegangen, „nicht weil in Deutschland Staat und Kirche berechtigtes Vertrauen enttäuscht hätten, sondern weil die Bedingungen der Vertrauensbildung sich verändert haben“ (118). Vertrauen findet sich erst in jüngster Zeit gehäuft in der sozialwissenschaftlichen Literatur. „Vertrauen“ scheint der Name für ein neues Problem zu sein. Gesamtgesellschaftlich setzt Vertrauen eine traditionsbestimmte Kultur voraus, in der sich Zukunftserwartungen als Fortschreibung von Vergangenen und Gegenwärtigen bilden. Neuere Problematisierungen betonen die Risikobehaftetheit von Vertrauen. Vertrauen ist gleichsam eine riskante Vorleistung, denn der Vertrauensadressat kann

sich anders verhalten als erwartet. Der Mensch kann allerdings nicht auf Vertrauen verzichten. So könnte er nicht leben. Sonst verschiebt sich die Vertrauensgrundlage vom Personale ins Impersonale. Stabilität wird durch institutionalisierte Systeme vermittelt, und es gilt, Systemvertrauen zu entwickeln, wenn man sich auf etwas verlassen will. „Systemvertrauen ist eine recht voraussetzungsvolle generalisierte Erwartung“ (118). Systeme versuchen, Vertrauen zu generieren, indem sie fehlendes Systemvertrauen durch persönliche Ansprechpartner substituieren, z. B. durch Pfarrer, Polizeibeamte oder Kundenberater. Dann wiederholen sich freilich Vorgänge, die auch früher schon gegeben waren. Vertrauenswürdige Systeme müssen sich verhalten wie vertrauenswürdige Personen. „Große Systeme können ihren Ruf erfolgreich nur durch die Vermeidung von Skandalen vertrauenswürdigen machen. Der Versuch, skandalträchtige Ereignisse zu vertuschen, ist bei Fehlschlägen verheerender als der ursprüngliche Skandal“ (119).

Ein Anhang mit den Grußworten zum 50. „Essener Gespräch“ (125–137), mit einem Verzeichnis von Veröffentlichungen der Referenten (138–150), mit einem Sachwortregister (151–161), mit dem Personenverzeichnis (162 f.) und dem Verzeichnis der Diskussionsredner (164) schließt Band 50 der „Essener Gespräche“ ab. Alles (wie immer) auf hohem Niveau! – Zum Schluss noch diese Bemerkung: Das hier dokumentierte „Essener Gespräch“ fand im März 2015 statt. Damals war die sog. Flüchtlingskrise noch nicht abzusehen. Heute (nach all der Diskussion um diese Krise und nach dem Aufkommen der AfD) wird man viele Dinge, die im vorliegenden Band angesprochen werden, noch viel schärfer und anders sehen. Ein kleines Beispiel: Lammert (vgl. 13) vertritt die Meinung, das Vertrauen der deutschen Bevölkerung in die Bundeskanzlerin (Angela Merkel) sei größer als in den Papst (Franziskus). In dieser Hinsicht wird man heute auch umgekehrter Meinung sein dürfen, oder?

R. SEBOTT SJ

HARTL, JOHANNES: *Gott ungezähmt*. Raus aus der spirituellen Komfortzone. Freiburg i. Br. [u. a.]: Herder 2016 [3. Aufl. 2017]. 218 S., ISBN 978–3–451–34890–7 (Hardback); 978–3–451–80984–2 (EPUB).

Der katholische Theologe Johannes Hartl hat mit „Gott ungezähmt“ einen geistlichen Weckruf vorgelegt, der zugleich als theologische Begründung der und spirituelle Hinführung zur „ewigen Anbetung“ in dem von ihm gegründeten „Gebetshaus“ verstanden werden kann. Im Kern ruft Hartl zu einem „existenzielle[n] Exodus“ (203) im Sinne einer grundlegenden Herzensänderung auf, nämlich zur Abkehr von den universal verbreiteten „Herzensgötzen“ „Macht, Anerkennung, Komfort (Trost) und Sicherheit“ (184) und zur Anbetung des einen und einzig wahren Gottes. Die Anbetung Gottes bestehe darin, Gott zum höchsten Wert und zur obersten Priorität des eigenen Lebens zu machen, ein Leben zu führen, das sich nicht um das eigene Ego, sondern um Gott dreht. Darin allein finde der Mensch die Erfüllung seines Lebens. Grundlage der Götzen sei die allgegenwärtige „Leistungsorientierung“ (191), welche wiederum auf „Lügen“ (ebd.) über den Menschen und über Gott beruhe: den Lügen, dass Gott allein nicht genüge und dass der Mensch etwas für seine eigene Heilung tun könne und müsse. Diese Lügen möchte Hartl in „Gott ungezähmt“ entlarven und widerlegen.

Im Mittelpunkt des Buches, das zwischen populärtheologischem Traktat, religionskritischer Streitschrift und evangelikaler Erweckungspredigt oszilliert, steht daher Gott, genauer: die Eigenschaften Gottes. Hartls Gottesbild ist stark biblisch, vor allem von den Psalmen geprägt. Er möchte Gott und dadurch auch dem Menschen gerecht werden, indem er den Nachweis zu erbringen sucht, dass Gott allein anbetungswürdig und vom Menschen anzubeten ist. Zu diesem Zweck betont er vor allem Gottes Allmacht, Heiligkeit, Erhabenheit und Schönheit. In mehreren, teils philosophisch, teils biblisch argumentierenden und mit Berichten von eigenen Lebenserfahrungen unterfütterten Anläufen trachtet Hartl danach, den Leser zum Spüren des *mysterium fascinosum et tremendum* hinzuführen. Das von Hartl propagierte Gottesbild kommt am klarsten zum Ausdruck im Bild des Meeres für Gott, das das Buch wie ein roter Faden durchzieht: Die Schönheit des Meeres erzeuge Staunen, seine Macht flöße zu Recht Respekt ein. Der Mensch befinde sich gleichsam auf einer Insel mitten im unendlichen Ozean,